

# «Don't call us, we call you – so in dem Stil»

Für manche Jungtalente bringt die Berlinale den Durchbruch. Die anderen träumen weiter. *Von Viviane Manz*

An der Berlinale gibt es eigentlich nur zwei Sorten Menschen: jene, die auf dem roten Teppich vor dem Berlinale-Palast stehen, und jene hinter der Abschrankung links und rechts davon. Einige jedoch möchten ihren Platz am Rand gerne tauschen. Es sind junge Schauspieler, Regisseurinnen, Produzenten – vielleicht die Stars der Berlinale von morgen.

Michael Koch ist schon heute auf dem Tuch der Träume angekommen, zumindest vorübergehend. Er ist ein Shootingstar, einer von 21 aufstrebenden Schauspielern aus ganz Europa, die die «European Film Promotion» erkoren hatte. So darf der Hauptdarsteller aus dem Schweizer Erfolgsfilm «Achtung, fertig, Charlie» über den roten Teppich in den Berlinale-Palast defilieren, Pressekonferenzen bestreiten und sich an einer Gala im Nobelhotel Adlon feiern lassen. Mit seinen 21 Jahren sieht er mitten in dem pompösen Ballsaal so jung und hoffnungsvoll aus wie ein Auswanderer auf dem Schiff nach Amerika. Der Applaus für ihn klingt irgendwie besonders herzlich.

Er wird Volker Schlöndorff und Peter Fonda vorgestellt, Persönlichkeiten, die ihn faszinieren und gleichzeitig aus der Nähe nicht mehr ganz so unerreichbar auf dem Podest stehen. Auf seinem Ausflug in diese glitzernde Welt will der junge Schweizer seine Chance packen, einen Agenten finden, in Deutschland Filme drehen. Einige Illusionen hat er schon abgehakt. «Dass du zufällig einen Regisseur oder Produzenten triffst und der sagt, ich suche jemanden wie dich – das kannst du vergessen.» Dafür ist Michael Koch an einem für die Shootingstars organisierten Treffen mit einer renommierten Casting-Agentur in Kontakt gekommen, die Interesse an ihm hat. Ob sie ihn tatsächlich unter Vertrag nehmen wird, ist noch nicht entschieden.

Solche Anlässe könnten wirklich etwas für die Karriere bringen, meint Martin Rapold. Nicht die Berlinale-Party, von denen es jeden Abend ein Dutzend gibt. Der Schweizer Schauspieler kennt den Rummel, den er vor vier Jahren als Shootingstar selbst erlebt hat. «Mich sprachen Casting-



Gutes Marketing, schöne Bilder: Dieter Kosslick mit Gewinnern des Shooting Star Award 2004. (Seeliger/Imago)

Agenten aus London an, Blabla, sagten, ich hätte ein grossartiges Englisch und sie könnten mich besetzen: Don't call us, we call you, in dem Stil», sagt Rapold und grinst. Solche Angebote sind eher als Flirt denn als Heiratsantrag zu verstehen. Rapold hat seine Agentur ein Jahr darauf gefunden, durch Zufall.

## Vorträge zum Traum

Der Weg zum Superstar ist lang, der 30-jährige Schauspieler ist dankbar, heute regelmässig in Kino- und Fernsehfilmen spielen zu können. An der Berlinale trifft er seine Agentin und Bekannte aus der Filmzene, doch kein Schauspieler ohne Aufgabe hier ist Zaungast.

Für Festivaldirektor Dieter Kosslick ist «Shooting Stars» eine ideale Plattform. «Für die jungen Schauspieler ist

es gutes Marketing, und ich habe ein schönes Bild zu verschicken.» Die Berlinale habe schliesslich auch die Aufgabe, europäische Schauspieler bekannter zu machen und neue Leute zu entdecken, sagt er und ist zufrieden, dass dieses Jahr viele Bären an den Nachwuchs gingen.

Als «grösste Nachwuchsinitiative der Welt» hat Kosslick den Berlinale Talent Campus ins Leben gerufen, der dieses Jahr zum zweiten Mal im Haus der Kulturen, der überdimensionalen Auster an der Spree, stattfand. Aus 3600 Bewerbungen hatte eine Jury 520 junge Filmemacher – Regisseurinnen, Drehbuchautoren, Schauspielerinnen, Produzenten – aus 101 Ländern ausgewählt und nach Berlin eingeladen. Die «Talents» konnten dort Vorträge von Berühmtheiten wie Stephen Frears,

Wim Wenders, Michael Ballhaus oder Alan Parker besuchen.

Kaum einer hätte den Regisseur von «Evita» und «Fame» erkannt, als ein bebrillter Mann in einem unscheinbaren Pullover hinter das Mikrophon tritt. Die erste Regel des Filmemachens nach Alan Parker lautet: Es gibt keine Regeln. Trotzdem sagt der britische Regisseur in den nächsten zwei Stunden: «Nimm dir Zeit, den richtigen Schauspieler zu casten», «Flippe niemals aus auf dem Set», «Mach nicht mehr als fünf Takes.» Es war interessant, aber hilft das den Zuhörern, ihren Traum zu verwirklichen?

«Ob sie danach bessere Filme machen, weiss ich nicht», sagt Dieter Kosslick. «Wir möchten in junge Leute investieren, und zwar in professioneller wie philosophischer Hinsicht. Das

Filmbusiness ist hart genug, es schadet nicht, dabei ein guter Mensch zu sein. Wir leisten eine Art audiovisuelle Friedensarbeit.»

## Durch Hintertüren

Für die beiden Westschweizerinnen Stéphanie Chuat und Véronique Reymond war der letztjährige Campus inspirierend und erfolgreich zugleich: In Berlin entwickelten sie eine Idee für einen Film, die sie für den «Berlin Today Award» einreichten. Als eines von drei Projekten wurde ihr Drehbuch ausgewählt, sie bekamen 50 000 Euro für die Umsetzung. Dieses Jahr müssen sich die beiden bei der Präsentation ihres Werks «Berlin Backstage» jedoch auch kritische Fragen gefallen lassen, und der Preis geht nicht an sie, sondern an die Libanesin Myrna Maakaron. Ihr radikal subjektiver, teilweise märchenhafter Dokumentarfilm «Berlin Beirut» begeisterte Publikum und Jury. Der Film wird an anderen Festivals gezeigt werden, und die 29-jährige Schauspielerin hat Produzenten getroffen, die Interesse zeigten, mit ihr zusammenzuarbeiten.

Einer, der selber die Initiative ergriffen hat, ist Erhan Emre: Der 25-jährige Produzent nahm das Geld, das er als Schauspieler verdient hatte, produzierte seinen ersten Spielfilm und ist damit an die Berlinale eingeladen worden. «Urban Guerillas» ist ein ungeschliffener, charismatischer Film mit Laiendarstellern aus der Sprayerszene in Kreuzberg. Allerdings hat auch ein starker Film keine Chance auf Erfolg, wenn niemand auf ihn aufmerksam wird. Dass er einen der bekanntesten Filmkritiker in Deutschland kenne, habe geholfen, sagt Erhan Emre entwaffnend ehrlich.

Der Filmstudent ist ein Networking-Talent. Täglich vertelefontiert er zwei Akkus, dann entert er das Handy eines Kollegen und setzt dort seinen Chip ein. Irgendwie kommt er überall hin, auch in eine ausverkaufte Vorstellung im Berlinale-Palast. Notfalls ruft er den Security-Chef an, einen Freund von ihm. Wenn über den roten Teppich kein Durchkommen ist, nimmt man manchmal besser die Hintertür.



Ein Ort der Besinnung ohne religiöse Symbolik und forcierte Monumentalität: Der Neubau des Krematoriums auf dem Winterthurer Friedhof Rosenberg. (Georg Aerni)

# Welche Bauart passt zum Tod?

Das neue Krematorium auf dem Winterthurer Friedhof Rosenberg überzeugt mit klarer Architektur. *Von Judith Solt*

Nur halbherzig widmete sich die Architektur der vergangenen Jahrzehnte jenen Bauten, die mit dem Tod zu tun haben. Erst in letzter Zeit scheint die Auseinandersetzung mit Trauer, Angst und Abschied wieder an Bedeutung zu gewinnen – und damit auch der Wunsch, diesen Gefühlen einen würdigen architektonischen Rahmen zu gewähren. Die in einen Hügel gebettete Aufbahrungshalle in Bonaduz (Architekten: Rudolf Fontana, Christian Kerez, 1993), die intime Totenstube in Vrin (Gion A. Caminada, 2002) und die schwarze Aufbahrungshalle in Dietlikon (Bosshard, Vaquer, 2003) sind jüngste Beispiele für eine differenzierte Umsetzung dieser besonders schwierigen Bauaufgabe.

Das im November 2003 fertiggestellte Krematorium auf dem Friedhof Rosenberg in Winterthur zeigt ebenfalls von viel Einfühlungsvermögen: Unter der Gesamtplanung des Winterthurer Büros «Architekten Kollektiv» (Projektleitung: Markus Jedele) ist ein Bau entstanden, der nicht nur hohe technische, organisatorische und ökologische Auflagen erfüllt, sondern auch einen Ort der Ruhe und Besinnung schafft.

Das Krematorium gehört – neben Bahnhof und Kaufhaus – zu den neuen Bauaufgaben, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Dennoch sind seit dem Aufkommen der Feuerbestattung kaum befriedigende architektonische Lösungen für Krematorien gefunden worden. Die ersten präsentierten sich in Form von Kirchen oder – als Ausdruck aufgeklärten Geistes – von griechischen Tempeln. Die formal eigenständigen Bauten von Fritz Schumacher (Dresden, 1910) und Clemens Holzmeister (Wien, 1923) blieben Einzelfälle. Später wurden Krematorien

auf technische Aspekte reduziert und möglichst verborgen – eine Strategie, die heute zunehmend auf Skepsis stösst.

Die Einäscherungsstätte auf dem Friedhof Rosenberg widerspiegelt diese Entwicklung und dokumentiert die Versuche unserer säkularisierten Gesellschaft, einen angemessenen Umgang mit der Vernichtung menschlicher Überreste zu finden. Das ursprüngliche, durch Bridler & Völki von 1909 bis 1911 mitten im Wald erstellte Krematorium wirkte von aussen wie eine Kapelle. Im Hauptschiff fanden Abdankungen statt, doch die Seitenschiffe fungierten als Urnenhallen, und ausgerechnet in der Apsis stand ein reich verzierter Kremationsofen, zu dem die Angehörigen den Sarg feierlich begleiteten. Die Erweiterung von 1934 verlieh diesem Ofenraum einen sachlich-industriellen Charakter, und fortan war er der Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich. 1952 wurden die Urnen aus den Seitenschiffen entfernt und auf dem Friedhof untergebracht, 1970 erfolgte der Bau eines Stollens für den Transport der Särge zu den Öfen: Jede Baustufe rückte die Konfrontation mit dem Tod ein Stück weiter in die Ferne. Der Neubau bietet nun der Trauergemeinde wieder die Möglichkeit, der Einäscherung beizuwohnen, während die sanft renovierte alte Anlage weiterhin als Abdankungshalle dient.

Das räumliche Zentrum des neuen Krematoriums bilden zwei Etagenöfen, das mächtige Fundament technische Anlagen wie Abgaskühler, Filter, Wärmetauscher; der Bau ist keine blosse Hülle für betriebliche Abläufe, sondern ganz aus deren Logik heraus entwickelt. Selbst die Baustoffe – Basalt, Be-

ton, Glas und Stahl – sind indirekt mit dem Feuer verbunden. Ebenso intensiv ist die Symbiose mit der Umgebung. Die Architekten haben das Stützenmodul des Altbaus im Sichtbetonraster des neuen Gebäudes weitergeführt und bei der Anordnung der Volumen gestalterische Themen des Friedhofs Rosenberg aufgegriffen.

Der von Rittmeyer & Furrer entworfene, knapp nach der Fertigstellung des ersten Krematoriums angelegte Friedhof variiert das Wechselspiel Innen/Aussen, Architektur/Natur, Dichte/Leere. Besonders schön sind etwa die streng geometrischen, in den Wald geschnittenen Urnenhaine. Diesen Dialog setzen die Architekten in einer modernen Formsprache fort, indem sie dem massiven Ofenbau auf der einen Seite einen lichtdurchfluteten Vorraum, auf der anderen einen Hof entgegenseetzen.

Ohne religiöse Symbolik und ohne forcierte Monumentalität strahlen beide Räume Zurückhaltung, Würde und Gelassenheit aus; trotz aller Introvertiertheit öffnen sie sich zum Wald. Die einzige künstlerische Intervention sind sechzehn von Buchstaben durchbrochene Stahlpaneele um den Hof. Bei näherer Betrachtung ergeben sich – direkt oder als Schattenwurf – die Worte «tiefe himmel weite welt leise wiegen mutig gehen» des Aargauer Schriftstellers Klaus Merz.

Mit viel Sensibilität, aber auch viel Selbstbewusstsein haben sich die Entwerfer der anspruchsvollen Aufgabe gestellt und keine unbequeme Frage, sei sie technischer oder gesellschaftlicher Natur, zu vermeiden gesucht: Entstanden ist ein starker Bau, der seine vielschichtigen Funktionen nicht nur erfüllt, sondern auch verkörpert.